



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Praeterita

Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens
vielleicht wert sind

Ruskin, John

Strassburg i. E., 1903

Sechstes Kapitel: Der Campo Santo. 1845

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47560](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47560)

Sechstes Kapitel.

Der Campo Santa.

Was ich im Sommer 1844 gethan hatte, war weit davon entfernt die „Modern Painters“ zu fördern, es hatte mich zur Botanik und höheren Geologie hingeführt und, wie der Eintrag über die Madonna im Tagebuch zeigt, zu Versuchen im Figuren-Zeichnen, die später von großer Bedeutung für mich wurden. Denn erstens wurde ich dadurch veranlaßt, mich ein wenig in der Kirchengeschichte umzusehen und zweitens lernte ich dadurch allmählich das Verdienst der Malerei im vierzehnten Jahrhundert würdigen; die Folge davon war, daß ich Rubens und Rembrandt aufgab und mich der venezianischen Schule zuwendete. Diese Wandlung war nicht nur ein Zeichen für einen Fortschritt im Verständniß für die Farbe, sondern auch dafür, daß ich die Wahrheit, die in der zurückhaltenden Behandlung von Licht und Schatten liegt, erkannte. Als ich nach Hause kam, fühlte ich, daß in diesem Sturm verwirrender neuer Eindrücke dies das erste sei, was ich festhalten müsse.

In diesem Winter habe ich kaum etwas geschrieben, auch keine Tagebücher geführt, sondern mich zum ersten Mal eingehend mit Turners «Liber studiorum» beschäftigt, statt mit seinen Stichen; ich eignete mir seine Prinzipien an und versuchte mich in seiner Darstellungsweise. Im Frühling 1845 konnte ich schon genaue Studien nach der Natur machen, in denen nach Turners Art die Schattenwirkung mit Sepia hervorgehoben ist.

In dieser Zeit muß ich auch Rios «Poésie Chrétienne» und die Einleitung von Lord Lindsays „Christliche Kunst“ gelesen haben, wodurch ich einigermaßen zur Einsicht kam, wie blind ich während meines ganzen Aufenthalts in Italien gewesen; so entschloß ich mich, wenigstens Pisa und Florenz nochmals zu besuchen, ehe ich ein weiteres Wort an den „Modern Painters“ schrieb.

Wie meine Eltern diesen neuen Reiseplan auffaßten, weiß ich nicht mehr, doch fanden sie sich darein, vielleicht in der Hoffnung, ich werde meine Meinung ändern und in meinem Denken der herrschenden Ansicht wieder näher kommen, wenn ich erst die Tribuna noch einmal angesehen hätte.

Jedenfalls beschlossen sie, mich diesmal, wie und wann ich wollte, meinen eigenen Weg gehen zu lassen. Um meine Gesundheit brauchten sie sich nicht zu ängstigen, sie konnten meinem Wort vertrauen, daß ich ebenso sehr Acht geben wolle wie sonst, wenn sie mich abends zum Thee erwarteten. Meiner Mutter

war es ein beruhigender Gedanke, daß Couttet, der für den ganzen Sommer verpflichtet wurde, im Notfall mein Arzt und Pfleger sein konnte, und so saß ich in der ersten Woche des April in Champagnole vor meiner Forelle aus dem Ain, die Schweiz und Italien zu Füßen.

Merkwürdiger Weise ging der Hauptwiderstand gegen diese etwas unbegründete Abreise von Turner aus, der wußte, daß eine meiner Hauptabsichten dabei war, die Motive zu seinen letzten Skizzen vom St. Gotthard aufzusuchen, und der nun fürchtete, ich könne dort in die Unruhen der Kantone verwickelt werden. Er war im Jahre 1843 wahrscheinlich selbst Augenzeuge gewesen, wie „die alte Schweiz zu den Waffen griff, Nieder-Wallis überfiel und die Besiegten bei Martigny an der Trientiner Brücke niedermachte.“¹

Auch hatte es drei Monate, bevor ich meine Reise in die Schweiz antrat, dort kriegerische Unruhen gegeben. Jedesmal, wenn Turner mich während dieses Winters sah, versuchte er, mich von meinem Plan abzubringen; als ich ihm schließlich Lebewohl sagte, begleitete er mich bis zum Haustor, und, indem er es gerade weit genug öffnete, um mich hindurchzulassen, faßte er mich am Arme und sagte eindringlich: „Warum wollen Sie in die Schweiz gehen? Wir werden hier alle in Unruhe um Sie sein!“

¹ E. S. Gaullieur: «La Suisse Historique», Genf 1855.

Ich war nie im Stande mich im Augenblick zu sammeln und einer Entscheidung, wie sie hier nötig gewesen wäre, stand ich hilflos gegenüber; das Resultat war infolge dessen gewöhnlich, daß ich bei meinen Vorsätzen blieb. Sage ich in solchem Falle etwas, so ist es sicher das Falsche; und so schwieg ich denn, drückte ihm herzlich die Hand und ging. Ich glaube, ich erschien ihm damals herzlos und selbstisch; jedenfalls gab er sich keine weitere Mühe mit mir.

Wie meine Eltern wußten, wollte ich in diesem Frühling überhaupt nicht in die Schweiz, sondern zuerst nach Italien. Genf war ziemlich ruhig; dort traf ich mit Couttet zusammen und am andern Tag fuhren wir über die Felsen des Salève, die ganz mit Primeln und Alpenglöckchen übersäet waren, nach Annecy hinunter. Außer Couttet hatte ich noch einen jungen Diener bei mir, der mir in den folgenden Jahren viele gute Dienste leistete. Um feinetwillen muß ich von den Unruhen in der Schweiz auf einige Umwälzungen in unsern Dienstboten-Dynastien übergehen.

Die Köchin und das Hausmädchen, die auf Herne Hill während seiner charakteristischsten Zeit, in den Jahren 1827—34 herrschten, waren Schwestern, Marie und Elisabeth Stone. Ich habe nie wieder ein Kalbsfilet richtig gebraten, noch einen Yorkshire-Pudding so gut zubereitet gesehen, seit Mary uns verließ, um sich im Jahre 1836 zu verheiraten. Elisabeth, in ihrem Fach gleichfalls unübertroffen, war,

als ihre Laufbahn durch dieselbe Katastrophe endete, durch eine dritte, jüngere Schwester, Hanna, ersetzt worden. Ich kann mich nicht im Geringsten erinnern, wer uns aufwartete, bevor im Jahre 1829 unser langaussharrendes Zimmermädchen, Lucy Tovey, kam, die bei uns blieb bis 1875. Ihre Schwester Harriet ersetzte Hanna Stone, die sich 1834 auch, wie Mary und Elisabeth, verheiraten mußte. Auch diese hat uns nicht verlassen, bis der Haushalt auf Denmark Hill aufgelöst wurde. Im Jahr 1842 kam ein anderes junges Dienstmädchen zu uns, Anna Hobbs, deren Bruder John — bei uns George genannt, um ihn beim Rufen von meinem Vater und mir zu unterscheiden — im gleichen Jahre mein persönlicher Diener wurde, und mich erst im Jahre 1854 verließ, um anderwärts ein höheres Glück zu suchen.

Da ich beim Erzählen von Wichtigem mich nicht unterbrechen wollte, bin ich bisher nicht dazu gekommen zu sagen, daß die Vorstellung, ich könne mich nicht allein ankleiden, in Oxford in mir aufstieg; dort galt es für einen Gentleman-Commoner für angemessen, einen Knappen zu haben, der die Kistkammer seiner Kleider in Ordnung halten mußte. Mein guter, ehrlicher, einfacher Tomas Hughes, der darüber wachte, daß ich meine Weste nicht auf der linken Seite anzog, begleitete uns an Stelle Salvadors, als nach den beiden ersten Kontinentreisen mein Vater imstande war, sein eigener Kurier zu sein.

Als wir im Jahre 1842 nach Hause kamen, wollte

Tomás sich zu einer ehrenwerten Stellung im Wirtschaftsgewerbe emporzuschwingen, worauf der geweckte, heitere achtzehnjährige George Hobbs an seine Stelle trat.

Couttet und Georg saßen auf dem Rücksitz der Kutsche, die ich für diese italienische Reise gemietet hatte. Das Kutschendach wurde nur selten aufgezogen, da wir nie bei schlechtem Wetter reisten, es sei denn, daß es uns unterwegs überfiel. Wir drei also stiegen an diesem Aprilmorgen zu Fuß den Salèveabhang hinan und trotteten von dort ganz gemächlich nach Annecy hinab. Hier machte ich den ersten sorgfältigen Versuch in meiner neu erworbenen Malmethode, an welchem ich heute noch meine Freude habe. Ein Gedicht an den Mont Blanc, das ich in Genf schrieb und ein anderes, das sich tadelnd über die faulen Leute von Conflans ausließ, waren, glaube ich, die letzten Anstrengungen meiner poetischen Kraft.

Ich erkannte endgültig, daß ich das, was ich sagen wollte, in gebundener Rede nicht richtig ausdrücken könne, und die Gemütsruhe, von der ich oben sprach und die mir als Hauptmerkmal dieses Reiseanfangs im Gedächtnis geblieben ist, war vielleicht das Resultat dieser äußerst heilsamen Einsicht.

Etwas mehr Zeit verwendete ich diesmal auf das tägliche Bibellesen am Morgen und Abend, da ich mich für Georg verantwortlich fühlte und ihm ein gutes Beispiel geben wollte. Wo keine englische Kirche war, lasen wir Sonntag Morgens auch noch die Litanei.

Nach diesem Gottesdienst unterhielt sich jeder auf seine Weise; Georg hatte immer frei, auch Couttet, wenn er wollte; doch fand er keinen Geschmack daran, Sonntags in der Stadt zu bleiben und ging lieber mit mir hinaus Blumen pflücken oder Steine heim-schleppen. Bis dahin war es mir nie in den Sinn gekommen, am Sonntag zu reisen, Berge zu ersteigen oder zu skizzieren. Die erste Verletzung dieser Regel, die Besteigung eines Berggipfels bei Gap mit Couttet und Georg nach dem Morgengottesdienst, belastet meine Seele bis auf den heutigen Tag. Aber es gingen noch weitere dreizehn Jahre hin, bevor ich an einem Sonntag eine Skizze machte.

Ueber Gap und Sisteron ging es nach Fréjus, der Riviera entlang nach Sestri, wo ich mich ein paar Tage aufhielt und die Pinien-Studie zeichnete, die sich jetzt in Oxford befindet, und dann geradeswegs nach Lucca, meinem ersten festen Reiseziel. Hier glaubte ich zehn Tage lang zu tun zu haben, aber es sind vierzig Jahre daraus geworden.

Die Stadt hat einige tausend Schritt im Geviert und ungefähr fünf Kilometer im Umfang. Auf diesem engen Raume stehen einige zwanzig alte Kirchen, die aus der Zeit vom sechsten bis zwölften Jahrhundert stammen, und ein verfallender feudaler Palast und Turm, die ihresgleichen nur in Verona finden. Die Straßen sind rein, von einem heiteren Völkchen bewohnt, jedoch ruhig und selbst heute noch nicht ver-

wahrloft. Zwei der Kirchen sind Beispiele für die vollkommenste Periode des Rundbogenstils in Europa und eine davon enthält das lieblichste Grabmal der christlichen Kunst in Italien.

Der Wall rings um die Stadt, nur von den Toren unterbrochen, gewährt überall den Ausblick auf die ganze Kette des toskanischen Apennin, und jeden Abend spielte dort auf dem blütenreichsten, friedlichsten Fleckchen die Militärkapelle des Herzogs, der in dem andern noch gut erhaltenen Palaste der Stadt residierte. Nach einem gut angewendeten Tage und einem guten Essen in der milden Aprilluft die Musik zu genießen im Anblick der amethystfarbigen Apenninberge, die sich vom goldenen Abendhimmel abhoben, während die Marmortürme sich allmählich in dem Sternenhimmel verloren, — das war die klösterliche Erziehung, die Lucca ihrem Novizen bot.

Hier fand ich mich plötzlich zwischen Gebäude des zwölften Jahrhunderts versetzt, deren Mauern in solchem Gleichgewicht ruhen, daß sie ohne verbindenden Mörtel stehen könnten; und deren Material so unverwüßlich ist, daß nach sechs Jahrhunderten Sonnenschein und Regen keine Lanzette eine Fuge findet, in die sie eindringen könnte.

Ich erkannte nun zum ersten Mal, was mittelalterliche Baukünstler geleistet hatten und wie groß ihre Kunst war. Die einfachste aller Fassaden nahm ich mir zum Analysieren vor, die von Santa Maria Foris-Portam, und begann daran buchstäblich mein Architektur-

studium. Neben der Gediegenheit des Handwerks und der Schönheit architektonischer Anordnung fand ich hier in Lucca als weitere Musterleistung Fra Bartolomeos Gemälde „Magdalena mit der hl. Katharina von Siena“; ein edles Beispiel für die Behandlung reiner katholischer Ueberlieferung durch eine der vollkommensten Schulen der Malerei.

Von nun an brauchte ich keine weitere Unterweisung in den Prinzipien dieser drei großen Künste. Nach den Sommertagen des Jahres 1845 erweiterte ich meine Kenntnisse darin nur in Bezug auf den individuellen Charakter, das verschieden zum Ausdruck kommende Empfinden der einzelnen Landstriche und die Details der Konstruktion oder Ausführung. Ueber das, was grundsätzlich richtig war und die höchste Vollkommenheit bezeichnete, erhoben sich nie wieder Zweifel in mir. Wenn auch meine Kunstanschauungen natürlicherweise durch mancherlei lokale und persönliche Interessen partiisch waren, so sind sie doch von dieser Zeit an im Wesentlichen sich immer gleichgeblieben und haben sich mit jedem Jahre mehr abgerundet.

Mein ganzes Glück während dieser Zeit können nur solche Leute verstehen, die mit beharrlichem Fleiß arbeiten und unter diesen nur die wenigen, die ihr inneres Gleichgewicht und ihre Gesundheit zu bewahren imstande sind. Die Welt schien mir überall vollkommen zu sein; die Hügel gerade so hoch und die Flüsse so breit, als sie sein sollten; die Bilder so hübsch und

deren Meister und andere Menschen so klug als sie sein konnten. Ich hoffte, jedermann zu meiner Ansicht zu bekehren, sobald erst dieser zweite Band veröffentlicht wäre, und fuhr mit freudiger Zuversicht und behaglichem Stolz nach Pisa hinunter. Ich hatte nunmehr genug in Carys „Dante“, Sismondis „Italienische Republiken“ und Lord Lindsay gelesen, um zu wissen, wonach ich im Campo Santo Ausschau halten mußte. Doch muß ich jetzt einen Augenblick innehalten und überlegen, was ich dort eigentlich gefunden habe.

Um es kurz zu sagen, es war die ganze Lehre des Christentums, so gemalt, daß ein Kind sie verstehen konnte! Und was ein Kind vom Christentum nicht versteht, braucht Keiner sich abzumühen verstehen zu wollen.

Die verschiedenen Teile dieser bildlichen Schilderung im Kreuzgange des Campo Santo rühren von verschiedenen Männern her; aber all diese Fresko-Originals wurden von wahren Genies geschaffen. Die Namen der Maler tun hier nichts zur Sache, der Inhalt der Bilder ist indessen folgender:

Erstens, der Triumph des Todes, in der Anschauung der Alten, wie Homer, Vergil und Horaz über den Tod dachten. Da mir diese Vorstellung seit meinen Dyzforder Tage vertraut war und ich selbst auf einer kleinen Campo Santo eigener Anverwandter zurückblicken konnte, war ich für diesen Teil der Lehre wohl vorbereitet.

Zweitens, die Geschichte der Patriarchen und ihrer Führerschaft unter dem Beistande sichtbarer Engel; das heißt das Ideal eines gottbegnadeten Menschenlebens in vorchristlicher Zeit.

Drittens, die Geschichte Hiobs, in seinem unmittelbaren Verkehr mit Gott, dem Gotte der Natur, ohne eine weitere Beziehung zur Lehre Christi, als die Sicherheit des Bewußtseins: „in meinem Fleische werde ich Gott sehen.“

Viertens, die Lebensgeschichte der hl. Kanier von Pisa und anderer hl. Einsiedler, als das Ideal eines seligen Lebens nach Christi Ankunft.

Und schließlich die Wiederkehr Christi in seiner Herrlichkeit und das Jüngste Gericht.

Es liegt in diesen Bildern weder eine päpstliche noch antipäpstliche Lehre, noch die einer andern Religionsrichtung. Könige, Bischöfe, Ritter und Eremiten sind dargestellt, wie die Maler sie täglich vor Augen hatten; so wie es für unser neunzehntes Jahrhundert selbstverständlich ist, kluge, berechnende Leute und Ingenieure zu malen. Aber jene dachten nicht, daß jemand in dieser und jener Welt vollkommen glücklich sein müsse, bloß weil er eine Mitra oder einen Helm trug; während wir das denken, wenn einer ein Vermögen erworben oder einen Tunnel gebaut hat.

Ich war damals nicht nur für das Verständnis des Campo Santo vorbereitet, sondern die Lehren, die ich dort empfing, waren gerade, was mir not tat. Die Verbildlichung des patriarchalischen Lebens erklärte

mir dessen Schilderungen in der Bibel und rückte alle Fragen, die mich beschäftigten, in das helle Licht der bestehenden christlichen Ueberlieferung; natürlich konnten sie in diesen vierzehn Tagen nicht alle gelöst werden. Aber in bezug auf das jüngste Gericht gibt es eine Tatsache, die ganz außer Frage steht, und die mir damals zu dämmern begann: daß die Menschen, merkwürdigerweise, immer nach sich urteilten, wenn sie den Tag, den sie als jüngstes Gericht erwarteten, den Tag des Zornes, statt den Tag der Liebe nannten.

Zunächst galt es nachzuforschen, was die Pisaner hier sagen wollten, und darüber Aufzeichnungen mit nach Hause zu nehmen. Denn die seit langem üblichen Verwüstungen wurden damals in aller Unschuld und Harmlosigkeit fortgesetzt, weil niemand den Malereien großen Wert beilegte. Sollte ein hoher Würdenträger beerdigt werden, so schälten sie einfach ein Stück von Benozzo Gozzolis Gemälde ab, groß genug um ein Erinnerungstäfelchen für den Verstorbenen einzulassen. Was von den Fresken noch übrig war, stammte noch von Benozzo selbst oder waren Uebermalungen aus alter Zeit. Ich beredete den Abbé Rosini, mich ein Gerüst bis zur Höhe der Fresken aufrichten zu lassen und ging mit Eifer daran, Umrißzeichnungen davon zu machen. Durch meine Uebungen, Gras und Bäume richtig zu zeichnen, hatte ich es zu einiger Sicherheit in zarten Kurven gebracht, so daß ich bei meiner Arbeit besseren Erfolg hatte, als ich erwarten durfte, und zwei sehr

glückliche Wochen verlebte. Der Triumph des Todes war mir kein neuer Gedanke und das Leben des Eremiten keine Versuchung; die Geschichten von Abraham, Hiob und St. Kanier dagegen muteten mich an wie drei neue — Scott'sche Romane wollte ich sagen und will ich sagen, denn das drückt am besten aus, was sie mir erzählten; mich mit ihnen zu beschäftigen war keine Arbeit, sondern nur Vergnügen.

Auf der „Bekehrung des St. Kanier“ steht der spätere Heilige inmitten von vier lieblichen jungen Pisanerinnen und spielt in beglückender Kunst auf einer aufrecht im Arm gehaltenen Zitherharfe. Da naht ihm mit ernstem Gesicht eine weibliche Gestalt in purpurnem Gewand und sagt ihm — ich weiß nicht mehr genau was, aber es besagte: sein fröhliches Dasein dieser Art müsse nun ein Ende nehmen. Er gehorcht und folgt ihr zu einem erhabeneren Leben, ein Entschluß um dessentwillen ich ihn sehr bemitleidete.

Ob es je einen wirklichen St. Kanier gegeben hat, weiß ich nicht, aber seine Geschichte hat als wahr in den Herzen der Pisaner gelebt, so lange die Stadt steht.

Ich machte eine kolorierte Skizze von der ganzen Gruppe, die ich jedoch später aus Scham über ihre Fehler vernichtete, mit Ausnahme der warnenden Erscheinung in dem purpurnen Gewand; die ging seitdem verloren und das Fresko ist auch dahin, ganz abgebröckelt und verdorben. Die Fresken in Italien, welche ich vor 1850 sah, scheinen mir in den letzten zwanzig Jahren mehr gelitten zu haben, als seit ihrer Ent-

stehung, mit einziger Ausnahme derer in Verona. Dort sind die Freskomalereien im 15. Jahrhundert in der größten Vollkommenheit ausgeführt worden, und die Farben scheinen nur durch äußere Gewalt, nicht durch die Zeit gelitten zu haben. In Pisa gab es noch einen andern schönen Kreuzgang, den von San Francesco; er hatte zwar keine Wandmalereien, war aber schön durch die herrliche Perspektive der Bogenöffnungen, die sich rings um den viereckigen Garten zogen, und den schlanken Glockenturm, der ohne Strebepfeiler emporragt. Hier und auf der Wiese um das Baptisterium fand ich auf Jahre hinaus das wichtigste Material für meine Studien in Italien.

Im Sommer war ich stets schon um sechs Uhr an der Arbeit oder machte einen Spaziergang. Fürs erste muß ich mich hier an Pisa halten, wo mein einsiedlerisches Schülerleben folgenden Verlauf nahm. Tag für Tag war ich um sechs Uhr draußen, ging rasch zum Campo Santo, arbeitete dort so viel ich konnte und ging um halb neun Uhr zum Frühstück, wobei ich mein Butterbrot mit ein wenig „Sismondi“ würzte; dann ging es zum Campo Santo zurück, wo ich bis zwölf Uhr blieb; danach machte ich einen Spaziergang, um mir etwas Bewegung zu machen, und erfrischte mich, womöglich im Schatten, mit einem Stück Brot und irgend etwas Gutem aus einem Obstladen. Dann ging's anderthalb Stunden zu leichter Arbeit oder bloßem Betrachten und Nachdenken; hierauf um vier

Uhr zum Diner; drei Gänge und ein Fläschchen Aleatico, ein süßer, dabei doch etwas herber Rotwein aus der Provinz mit hübschem Flechtwerk um die Flasche. Dann folgte der Abendspaziergang mit Couttet; obgleich er alles hätte sagen dürfen, was er auf dem Herzen hatte, war er doch gewöhnlich nicht sehr mittheilich. Er trug mein Skizzenbuch; jedoch am Abend gab es in der Stadt immer so vielerlei aufzusuchen und die Berge oder den Sonnenuntergang zu beobachten, daß ich zu meinem heutigen Kummer selten zum Zeichnen kam. Ich wollte, ich wüßte weniger und hätte mehr gezeichnet.

In dem Augenblick, wenn die Sonne untergegangen war und die Wolken den letzten farbigen Schimmer verloren hatten, gingen wir heim. Gegen sumpfige Stellen hatte ich eine gewisse Abneigung und vermied sie soviel ich konnte, doch fürchtete ich weder Sonne noch Mond, weder Morgen- noch Abenddämmerung, weder Malaria, noch sonst etwas Schlimmes, wenn ich bei der Arbeit war, außer Gegenzug und häßliche Menschen. Ich setzte mich nie, auch nur eine halbe Minute lang in den Durchzug und floh deshalb manche Arten von Bettlern. Aber der Volkshaufe, der sich um mich sammelte, reizte meinen Stolz und ich versuchte so gut zu zeichnen als ich es vermochte. In den Jahren 1835—1841 war ich gewohnt, in Frankreich sowohl, wie in Italien eine ganze Schar hinter mir zu haben, die sich für die Wahl meiner Motive interessierte und mit freund-

lichem Beifall nicht kargte, wenn sie unter meiner Hand den flüchtigen Umriß der Straßenperspektive oder die Details an den Fassaden entstehen, und geschickte Zickzacklinien sich mit nachdrücklichen Punkten und graziösen Schnörkeln zur Bildwirkung vereinigen sahen. Dabei hatte ich überdies das Vergnügen und die Genugthuung, daß meine sorgsame Schilderung die Aufmerksamkeit meiner Zuschauer auf besondere Schönheiten des bildhauerischen Schmucks lenkte, die sie zuvor nie beachteten, und die ich nun zuerst für sie entdeckte, und augenscheinlich zu ihrer Befriedigung abbildete.

Wohl mochte ich stolz sein, wenn ich fühlte, wie schnell mir das gewöhnliche Volk in Lucca, Florenz und Venedig — ich sollte lieber „meine Gesellschaft“ sagen, denn in Italien gibt es keine gewöhnlichen Leute — für jeden guten Strich seine Sympathie zu Teil werden ließ; doch war es vielleicht mehr Grund zur Trauer für mich, wenn ich erkennen mußte, mit welch' schneller Auffassung und zartem Verständnis sie für jede Freude und Lehre ihrer vorelterlichen Kunst empfänglich waren, tiefer und lebhafter als zu jenen Zeiten, da jeder Frühling sie zu Schlachten entflammte und jeder Herbst von ihrem Blute rot war. Und doch sind sie heute weniger glücklich in einem ziellosen Leben, als vor alters angesichts drohender Kriegsgefahr; keiner ihrer Herren macht je den Versuch sie zu belehren, zu trösten, ihren Fleiß zu verwerten, ihre Freuden zu beleben oder ihre einfachsten Rechte

vor der beständig verhängnisvoller werdenden Bedrückung zügelloser Habsucht und unbarmherzigen Reichtums zu schützen.

Die strenge Abgeschlossenheit während meiner ersten Knabenjahre, ließ mich für Sympathien, die mir entgegengebracht wurden, lange gleichgültig sein, und solche, die ich für Andere hegte, erweckten in mir nie die Hoffnung, ihnen dienen zu können, bis die beste Kraft meines Lebens vorüber war. Die meisten Leute sind zwar immer der Meinung gewesen, daß ich mich der Aufgabe der Volksbeglückung eher zu früh, als zu spät zugewendet habe; wie dem auch sei, während meiner ersten Zeit zu Pisa blieb mein Gewissen ruhig, meine Gedanken wurden ausgefüllt vom Entzücken über den Glanz der Vergangenheit und von freudiger Hoffnung für die Zukunft Italiens, ohne daß ich die Notwendigkeit einsehen konnte, einer ihrer Demagogen zu werden.

Und mein Tagwerk, das ich auf dem Campo Santo begann, endete gewöhnlich damit, daß ich auf das Dach der Santa Maria della Spina stieg und im Sonnenschein saß, der den warmen Marmor übergöß, bis der helle Tag hinter die Bogen des Ponte-a-Mare versank, die wenigen Schritte und Stimmen in den Straßen im Zwielicht verstummen, und Stadt und Berge lautlos wie im Traume vor mir standen, über dem in Wirbeln vorüberfließenden Arno.
